



Michael Gleich

# DRACHE AUF TÖNERNEN FÜSSEN

Die Entdeckung der Individuen in China

Picus





Michael Gleich

DRACHE AUF TÖNERNEN FÜSSEN

Copyright © 2011 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien  
Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Umschlagabbildung: © Vidler Steve/[www.buenosdias.at](http://www.buenosdias.at)

Datenkonvertierung E-Book: [Nakadake](#), Wien

ISBN 978-3-7117-5013-6

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt

Informationen über das aktuelle Programm  
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

[\*\*\*www.picus.at\*\*\*](http://www.picus.at)

**Michael Gleich**

**DRACHE AUF TÖNERNEN FÜSSEN**

**Die Entdeckung der Individuen in China**

PICUS VERLAG WIEN

*Für Annette, um aller Dinge willen, die nur sie weiß*

# INHALT

Lu Xuns dämonisches Gelächter  
Verirrung im Funktionärsheim  
Brigade in der Traufe  
Paläste, die in Wolken schweben  
»Nur ein Traum«  
Der erste Akt: Dem goldenen Büffel dienen  
Der zweite Akt: Die Rede  
Millionen auf dem Marsch  
Cai Shen reitet den Tiger  
Zehn Kleine Dämme  
An der Mündung des Langen Flusses  
Auf ewig  
»Eine leichte Bronchitis!«  
Parkettgeflüster  
Ernte am Ostufer  
Ströme im Untergrund – Diskrete Berichte über Geld  
Kesselschlacht gegen die Trägheit  
Eine Hand wäscht die andere  
Familiensache  
»Ich bin Wohltäter«  
Das innere Lachen der Bauern  
Mao im Sack  
»Erschafft den größten Markt unter dem Himmel!«  
Wie Silber, Gold und Perlen  
Grosser Tiger  
Heldensaga – »Weiß das Amt davon?«  
Tigerjagdgruppe – »Ich war der Beste!«  
Sieben Jahre Wanderschaft – »Am vierten Tag kotzt du!«

Ein bitterer Scherz - »Ich zog meine neue Uniform an!«  
Nützliche Transporte - »Weil ich die Welt gesehen hatte!«  
Schöpferische Zerstörung - »Dann bin ich der Chef!«  
Der neue Mensch - »Das Produkt und ich sind eins!«  
Schlagen-Feuer-Maschine - »Schlimmer als Raubtiere!«  
Maos Schatten - »Alex träumt vom Hubschrauber!«  
Sprechstunde - »In China machen wir das besser!«  
Markenkrieger - »Wir sind ein Flugzeugträger!«  
Eine Art König  
Fütterung der Gänse - »Wie sagt ihr? Hohe Tiere?«  
Im Reich des Mittelständlers - »Holz lebt!«  
Mit Vollgas in die Unwirklichkeit - »Hach, was lachen wir!«  
Der Bergdorf - »Du rauschst in den Tunnel - schwarz!«  
Teilhaber - »Das sind die Oberstruller!«  
Der Freund am Fuß der Mauer - »Er macht Piratenschiffe!«  
In der Kanonenschmiede - »Es lebt sich gut als Nummer zwei!«  
Fußmassage fürs Finanzamt - »Ich bin im falschen Film!«  
Tanz am Stausee - »Ich will, dass sie locker wird!«  
Das Streben nach Harmonie

*Das Land muss zerstört und dann neu geformt werden.  
Das gilt für das Land, die Nation und die Menschheit.  
Die Zerstörung des Universums ist nichts anderes.  
Menschen wie ich sehnen sich nach seiner Zerstörung,  
denn wenn das alte Universum zerstört ist, wird ein  
neues Universum gebildet.  
Das ist doch besser!*

MAO

## LU XUNS DÄMONISCHES GELÄCHTER

»It's a show, a spectacle, sort of ceremony!«, sagte Jin Dujuan. Sie führte uns, zwei Dutzend Ausländer, durch die chinesische Ostküstenprovinz Zhejiang, durch das »Land der Pioniere«, wie sie zu sagen pflegte. Wohin wir auch kamen und wann immer wir nach Einzelheiten fragten – Jin Dujuan und die Funktionäre deckten uns ein mit tausend Wörtern, die keine Informationen lieferten. Unser indischer Kollege Sylvanus Lamare sprach vom »Dauerbeschuss chinesischer Nebelwerfer«.

In der kommenden Nacht stand also ein Schauspiel bevor. Aber was für ein Schauspiel? Worum ging es? Wer würde auftreten? Wir Ausländer wollten gerne schon ein paar Stunden vorher Klarheit haben, und Jin Dujuan wirkte gequält. Wenn wir für ihr Empfinden zu neugierig wurden, neigte sie den Kopf zur Seite und ihr Lächeln gefror. Was, um Himmels willen, hatten wir Fremde an Überraschungen auszusetzen?

Die fünfunddreißigjährige Mitarbeiterin des Presse- und Informationsamts steckte in einem Dilemma. Sie hatte nicht die Befugnis, den Gästen mehr als nötig zu verraten. Andererseits wollte sie höflich sein. Folglich redete und redete sie, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als

käme sie unserem Wunsch nach vollständigen Informationen entgegen.

Unter Mao spielte die Provinz Zhejiang wirtschaftlich keine Rolle. Doch nach seinem Tod war die Provinz, in der fünfundvierzig Millionen Menschen lebten, zu einer chinesischen Vorzeigeprovinz aufgestiegen. Die Wirtschaft verdoppelte sich innerhalb kürzester Frist. Zhejiang wurde Teil des globalen Dorfes.

Die Fläche der Provinz war ungefähr so groß wie die Fläche Portugals. Der Vergleich mit Portugal bot sich auch im Hinblick auf die Wirtschaftsleistung an. Das Bruttoinlandsprodukt hatte schon in etwa die Höhe des portugiesischen erreicht. Allerdings lebten in Zhejiang nicht so wenige Menschen wie in Portugal, sondern so viele wie in Spanien, und die Wirtschaft der chinesischen Provinz wuchs Jahr für Jahr um sagenhafte zwölf bis vierzehn Prozent. Damit das Wachstumstempo hoch blieb, forcierte die Provinzregierung die Öffnung zum Weltmarkt, suchte nach weiteren Exportmärkten und warb um noch mehr ausländische Investoren. Aber es gibt in China zweiundzwanzig Provinzen, fünf autonome Gebiete, vier regierungsunmittelbare Städte und zwei Sonderverwaltungszone, und die Regierungen der einen Provinz wetteifern gegen die der anderen. Die Funktionäre Zhejiangs wollten erreichen, dass die Welt von ihrer Provinz hört und dass ihr Reich in diesen Berichten eine gute Figur macht.

Eine unabhängige Recherche im Schlepptau der Funktionäre war unmöglich. Trotzdem hatte ich mich auf diese mehrtägige Gruppenreise im Regierungsbus eingelassen. Im Anschluss wollte ich die Provinz Zhejiang auf eigene Faust erkunden.

## VERIRRUNG IM FUNKTIONÄRSHEIM

Alan Soldofsky saß vorne im Bus, direkt hinter Jin Dajuan. Der Amerikaner war etwas stoffelig, sobald es um praktische Dinge ging. Wir mussten häufig auf ihn warten, weil er etwas vergessen hatte. Mal suchte er seine Kamera, mal hatte er seinen Rucksack verlegt.

Soldofsky lehrte Anglistik und Creative Writing an einer kalifornischen Universität. Insbesondere auf unseren Busfahrten zitierte er häufig amerikanische und europäische Dichter. Ein paar Autoren der chinesischen Moderne hatte er ebenfalls auf Lager. Nach einigen Tagen ging er manchem aus unserer Gruppe mit seinen Zitaten und literarischen Assoziationen ein wenig auf die Nerven, aber wenn er Jin Dajuan im Bus das Mikrofon wegschnappte, war man ihm ausgeliefert.

Er hielt sich das erste Mal in China auf. China hatte ihn entzündet und zugleich in Unruhe versetzt, wie vermutlich jeden in unserem Bus. Allerdings haftete Soldofskys Unruhe etwas an, das ans Panische grenzte. Je länger wir durch die Provinz reisten, umso seltener schaute er aus dem Busfenster. Und wenn er nicht gerade Zitate vortrug, zog er seine graue Baseballkappe tief ins Gesicht und schien zu dösen. Dabei zuckten manchmal seine Hände, sein grauweißer Oberlippen- und Kinnbart bewegte sich, und wir hörten ihn murmeln. Ich stellte mir vor, er hätte in Vorbereitung seines Chinabesuchs einen Narren gefressen an jenen weisen Wandergelehrten, die Chinas Generationen über Tausende von Jahren erzogen haben.

Soldofskys selbstversunkene Art war liebenswert, aber der Beiklang seiner Äußerungen, der mit jedem weiteren Tag in China auffälliger wurde, konnte sich auf seine Umgebung übertragen. Der Inder Sylvanus Lamare vermutete, die Unruhe des Amerikaners entspringe einem wachsenden Gefühl der Unterlegenheit.

Lamare arbeitete auf einem College im indischen Bundesstaat Meghalaya. Auch er brachte sich gern zu Gehör, aber im Unterschied zu dem immer introvertierter wirkenden Amerikaner verzauberte der Inder unseren Bus in ein Kabarett. Er hatte aus Indien ein Witzebuch mitgebracht, und wenn die Fahrt lang wurde und Soldofskys Zitatenschatz uns ermüdete, las er uns aus dem Buch vor: Witze über Engländer, Inder, Amerikaner, Juden, Hindus, Moslems, Kapitalisten und Kommunisten, Ärzte, Politiker, Frauen. Als Conférencier war der Inder ein Könnler. Er wählte Witze von erfrischender Bösartigkeit aus, ohne je allzu gehässig zu werden. Aus Rücksicht auf Jin Dajuan verkniff er sich Chinesenwitze.

Unsere Unterkunft für die kommende Nacht hatte Jin Dajuan als »Haus aus der Epoche, die Mao folgte« angekündigt. Wir passierten einen Schlagbaum und fuhren auf eine Anhöhe. Was das Baujahr betraf, konnte Jin Dujuan Information zutreffen, aber »Haus« führte in die Irre. Das Gebäude ähnelte mehr einem Kongresszentrum. Es war aus hellgrauem Stein und hatte eine enorm große Lobby mit einer Glasfront. Von der Halle führten lange, verglaste Gänge zu den vierstöckigen Gebäudeflügeln und den Zimmern. Auf Nachfrage sagte Jin Dajuan, die Kommunistische Partei Chinas, der Gewerkschaftsverband und auch die Volksarmee würden hier häufig Tagungen und Lehrgänge abhalten. Aber bei unserer Ankunft am Nachmittag waren wir Ausländer die einzigen Gäste, und das Anwesen schien keinem anderen Zweck zu dienen, als Platz im Überfluss zu bieten. Erst gegen Abend, als es zu dunkeln begann, traf ein Buskonvoi ein und brachte eine große Menge chinesischer Gäste.

Alan Soldofsky und Sylvanus Lamare bekamen Lust auf einen Drink. Es hieß, im Keller befinde sich eine Bar. Ich schloss mich den beiden an.

Die Halle im Keller war so riesig wie die Lobby über uns, und auch von hier zweigten Gänge ab. Keine Menschenseele, die wir nach der Bar fragen konnten. Die Schilder zeigten nur die Notausgänge an. Einige Neonröhren flackerten. Sylvanus Lamare marschierte voraus, links um eine Ecke, nach rechts, wieder nach links, wer weiß, wie oft er abbog, stets mit dem Amerikaner und mir im Gefolge. Soldofskys Walkingschuhe quietschten auf den Fliesen. Nach einer Weile glaubte ich, dass der Inder uns im Kreis herumführte, aber wir konnten uns nicht einigen. Wir wussten nicht mehr, wo in diesem schummrigen Labyrinth vorne und hinten war. Wir waren uns einig, dass es der Orientierungslosigkeit gleichkam, die wir Ausländer seit Beginn der Fahrt empfanden. Nie zu wissen, was bevorstand und in welche Richtung es ging, war ein Dauerzustand, und so gut wie jeder aus unserer Busgesellschaft hatte vor Jin Dajuan kapituliert. Der Eindruck drängte sich geradezu auf, als besäßen die Chinesen ein System, um die »Freunde aus dem Ausland« auf ihr Terrain zu locken und kopflos zu machen.

Nichts deutete darauf hin, dass wir in diesem Kellergewirr jemals auf eine Bar treffen würden, und ich dachte, es könnte uns genauso schwer fallen, den Ausgang wiederzufinden. Langsam rückte auch das Dinner näher. Nicht im Bankettsaal aufzutauchen – für diese Unhöflichkeit würde Jin Dajuan kaum Verständnis haben. Die Metalltüren, die als Notausgänge markiert waren, hatten wir schon ausprobiert. Verschluss! Diese unterirdischen Gänge waren nicht in den Hügel gegraben worden, damit sich hier Fremde zurechtfinden sollten. Ein Drink hier unten war mittlerweile nicht mehr mein größter Wunsch. Doch ich behielt meine Gedanken für mich, um kein Spielverderber zu sein.

Sylvanus Lamare bog nach links ab, musste aber umkehren, weil Soldofsky stur geradeaus ging: »Jetzt übernehme ich mal!« Abgesehen vom Surren und Klicken

der Neonröhren hörte man nur Soldofskys Stimme. Sie war dunkel, aber mir wurde klar, dass er Jin Dujuan imitierte: »Gleich kommen wir an. Bitte, hören Sie zu! Sie können auf Ihr Zimmer gehen. Dort können Sie sich kurz frisch machen. Aber nicht hinlegen und verschlafen! Hat das jeder verstanden? Punkt achtzehn Uhr treffen wir uns im Bankettsaal Nummer soundso.«

Ein Blick auf die Uhr. Noch eine Viertelstunde bis zum Bankett. Meine beiden Begleiter hatten die Ruhe weg. Sie erwärmten sich mehr für unsere postmaoistische Gruft als für das x-te Bankett, eine Heerschar neuer Funktionäre und noch mehr Ansprachen, die keinen Humor, ja nicht mal ein inneres Lächeln erkennen ließen.

Ich war hin- und hergerissen. Die Fürsorge unserer Gastgeber war ja rührend. Aber es stimmte auch, dass ihre Fürsorge an Kontrollsucht grenzte und dass ihre Detailkenntnisse nichts zu wünschen übrig ließen. Zum Beispiel der Moment, als ich Jin Dujuan kennenlernte, als sie zur Begrüßung sagte: »Meine Heimat ist die Gegend von Shiyan in der Provinz Hubei!«

Und ich dachte: Shiyan in Hubei, in Zentralchina? Wie klein die Welt ist!

Shiyan war eine strategische Fabrikstadt, eine Schöpfung Maos, wenn man so wollte. Die Stadt und die Fabriken lagen in den Schluchten des Wudang-Gebirges. Diese Stadt in Zentralchina war die erste Stadt, die ich in China besucht hatte.

»Zehn Jahre ist das her!«, sagte ich.

»Ich weiß!«, sagte Jin Dujuan.

Sie sah hübsch aus mit ihrem kurzen schwarzen Haar, und mir war nicht entgangen, dass sie auf manche Männer besonders anziehend wirkte, wenn sie wie in diesem Moment ihre schönen Augen groß machte. Sie freute sich ehrlich, dass ich die Gegend kannte, aus der sie stammte, doch es überraschte sie nicht im Geringsten, und sie kokettierte sogar mit ihrer Kenntnis.

Hinter uns hörten wir ein Bollern. Wir liefen ein paar Schritte zurück, bis zu einer Abzweigung, an der wir gerade vorbeigegangen waren, und folgten dem Geräusch. Das Bollern im Gang wurde stetig lauter, und jetzt hörten wir auch Musik.

Die Bar. An der Theke brannte kein Licht, und niemand war da, der bediente. Das Bollern und die Musik kamen aus einem Nebenraum. Die Tür stand offen. Drei Männer und drei Frauen spielten Bowling. Sie trugen Armeeuniformen. Ob wir gegen sie antreten wollten?

Wir winkten ab.

Soldofsky fand im Glasschrank hinter der Theke eine Flasche Macallan Fine Oak. Wir setzten uns in eine Eckgarnitur. Schwarzer Kunststoff. Auch der Tisch war schwarz. Auf den Fliesen lagen Kippen. Ich steckte mir eine Zigarette an. Der Inder bat um mein Feuerzeug, zündete ein Teelicht an, und jeder hing seinen Gedanken nach.

»Titanic!«, murmelte Soldofsky nach einer Weile. Er hatte gerade begonnen, in seinen Notizblock zu schreiben, aber er meinte die Musik, die in der Bar spielte.

Jeder aus unserer Reisegesellschaft notierte sich ständig Beobachtungen, doch Soldofsky war der Einzige, der auch dichtete. Sogar im Bus war er dazu in der Lage. Im Augenblick machte der Amerikaner ein Geheimnis aus dem, was er schrieb, aber während der Fahrten nahm er sich oft die Freiheit, uns seine neuesten Schöpfungen vorzutragen. Freie Verse in der Regel. Sie drückten seine Liebe für den Expressionismus aus und eine große Leidenschaft für etwas, das er »Wilderness« nannte.

»Naipaul behauptet, die Welt sei zu komplex geworden!«, sagte Lamare und brach unser Schweigen in der Bar. »Zu komplex, um sich ihr fiktional nähern zu können.«

Lamare sprach den Amerikaner zum wiederholten Mal auf Naipaul an. Von daher waren uns Soldofskys Ansichten über Naipaul bekannt. Er fand, Naipaul habe den Nobelpreis nicht verdient, er ahme unentwegt Joseph Conrad nach, eine

besondere Haltung Conrads, die besage, es gebe kein Zuhause, keinen festen Boden.

Als Lamare jetzt neuerlich von Naipaul anfing, tat Soldofsky so, als nähme er keine Notiz davon, sicherlich in der Annahme, Lamare wolle ihn provozieren. Mein Gefühl war eher, dass der Inder bei dem amerikanischen Literaturprofessor Rat suchte; dass er unter »Beschuss der chinesischen Nebelwerfer« jemanden vermisste, der die Sicht klärte, so wie Naipaul es nach Lamares Ansicht getan hatte, im Zuge seiner Reisen durch so viele Kontinente und Länder. Doch um China hatte Naipaul einen Bogen gemacht, und Lamare bedauerte das. »Ich mag Naipauls bösen Blick!«, insistierte er. »Ohne Naipauls Indienreportagen wäre der Blick auf mein eigenes Land der eines Einäugigen.«

Soldofsky sah nur kurz auf und verdrehte die Augen.

## BRIGADE IN DER TRAUFE

»Bus Nummer drei!«, sagte Jin Dajuan. Sie klang erbost. Wir waren in der Soldatenbar sesshaft geworden, hatten das obligate Abendbankett verpasst, und nun wartete schon der Bus mit laufendem Motor auf dem Parkplatz. Sie hielt uns die Hoteltür auf, wies uns die Richtung und wiederholte scharf: »Nummer drei, wie immer! Okay?«

Es hatte zu regnen begonnen. Der Regen war so fein, dass man ihn kaum sehen konnte, aber der Parkplatz glänzte, und als wir hinausgingen, um in den Bus zu steigen, schlug uns die Nässe wie ein Schwamm ins Gesicht.

Immerhin, wir vom Bus Nummer drei hatten es besser als die Hundertschaft Chinesen, die vor dem Gebäude in Reih und Glied dem Regen trotzen musste. Die Männer und Frauen standen in Viererreihen zum Appell, die Augen dem

Eingang zugewandt. Die Leute an der Spitze der Reihen trugen Fahnen.

Die Brigade bestand aus Schriftstellern der Provinz Zhejiang. Der Schriftstellerverband veranstaltet einmal im Jahr ein Jahrestreffen, dieses Jahr in Form einer heimatkundlichen Exkursion von mehreren Tagen. Die schöne Idee war die, dass sich gemäß Reiseplan die Wege der organisierten Schriftsteller und die Wege von uns Ausländern immer wieder kreuzten.

Über den Parkplatz gellte eine Stimme. Sie klang sehr aufgeregt, sehr wichtig und alles andere als zivil. Eine sehr kleine Frau gab den Schriftstellern Anweisungen, und zu diesem Zweck sprach sie durch ein Megafon. Sie war um die sechzig. Trotz der Jahreszeit trug sie einen Rock aus grauem Flanell. Sie stand auf den Stufen vor dem Hotel. Auf diese Weise konnte sie die Truppe überblicken. Außerdem schützte das Vordach sie vor dem Regen.

Das Scheppern der Megafonstimme drang bis in unseren Bus. Der Fahrer drehte die Musik aus dem Kassettenrekorder lauter. Die Endlosschleife! Im Bus, im Fahrstuhl, auf dem Hotelflur, im Kaufhaus, im Café, auf dem Flughafen, im Bankettsaal – man hörte dieselbe Melodie von morgens bis abends und überall im Land. Die melancholische Melodie aus dem Soundtrack von »Titanic« war ein Welthit gewesen, doch außerhalb Chinas schon eine halbe Ewigkeit wieder aus der Mode gekommen. Das Original mit dem Gesang Celine Dions hörte man selten. Öfter sang eine Chinesin in ihrer Sprache. Und meistens wurde eine Instrumentalversion gespielt, deren Sound wolkiger klang, wie vollends ins Chinesische mutiert. Vor allem dieses noch viel süßlichere Arrangement von »My Heart Will Go On« waberte überall aus Decken und Wänden und verfolgte einen bis aufs Klo. Per stiller Post sozusagen hatten die Chinesen die Filmmusik, die den Untergang des Riesenschiffs untermalte, zur inoffiziellen Hymne gewählt. Diese Idee von 1,3 Milliarden Verschworenen verlieh der Melodie in meinen

Ohren etwas Erhabenes. Aber im Moment war kein Ankommen gegen das Megafon-Stakkato, das von der Schriftstellerbrigade herüberschallte und beunruhigend klang.

Unsere Busfenster waren beschlagen. Ich malte mir aus, dass draußen der örtliche Günter Grass, die hiesige Christa Wolf, der Siegfried Lenz der Gegend gemeinsam in der Brigade stünden, den Anweisungen aus dem Megafon lauschend, die Köpfe gesenkt gegen den Regen. Zwar wurde es abends nicht mehr kalt, der Sommer nahte, trotzdem war das Ausharren ein Missvergnügen. Aber das bisschen, das wir durch die beschlagenen Scheiben erkennen konnten, deutete nicht darauf hin, dass irgendein Autor Eskapaden machte, auch nur einen Schritt aus der Reihe tanzte oder sich gar beschwerte. Sie zeigten Geduld und Disziplin. Sie sollten in anderen Bussen befördert werden, und wie die Lage nun mal war, ließen ihre Busse auf sich warten.

»So! Wir fahren jetzt!«, sagte Jin Dujuan, als unser Bus, ein brandneuer Volvo, an der Schriftstellerbrigade vorbeirollte. Der Triumph in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

Die Trennung der chinesischen Schriftsteller von den ausländischen Gästen war gewollt. Die Chinesen mussten woanders übernachten als wir, sie wurden in Bussen herumgekart, die älter waren als unsere, und bekamen andere, weniger schön gedeckte Tische zugewiesen, falls sie nicht sogar in separaten Räumen essen und sich dort selbst am Buffet bedienen mussten, während wir und ihre Verbands- und Parteifunktionäre an gedeckten Tafeln besten Service genossen. Es ergab sich keine Gelegenheit, mit den Schriftstellern einzeln ins Gespräch zu kommen. Stets mussten sie schnell zu irgendeiner Versammlung oder wir Ausländer eilten, von Jin Dujuan gedrängt, zum nächsten Termin. Aber heute Nacht bestand Hoffnung. Die Provinzregierung Zhejiangs und der Schriftstellerverband hatten uns zur Abschlussveranstaltung des Jahrestreffens

eingeladen. Und Jin Dajuan hatte immerhin von »open end« gesprochen und angedeutet, es handele sich um eine Show, ein Spektakel, eine Zeremonie.

»Lernen wir die Schriftsteller heute endlich kennen?«, fragte Lamare, gleich nachdem der Bus angefahren war.

Sie lachte stumm und zögerte. Sie war sich bei uns Ausländern nie ganz sicher, wie solche Fragen zu verstehen waren. »Kennenlernen?« Ihre Stimme sprang in eine hellere Tonlage. »Ja! – Natürlich!«

### PALÄSTE, DIE IN WOLKEN SCHWEBEN

Der Bus fuhr zum Schlagbaum hinunter, der die Anhöhe samt Unterkunft abspernte. Ein Uniformierter winkte uns durch, und hinter der Schranke drückte der Busfahrer aufs Gas. Jin Dajuan fing an, uns Fahrtinformationen zu geben. Wegen der beschlagenen Scheiben und der Dunkelheit konnten wir nichts sehen, aber Jin zufolge blieben wir in der Nähe. Ja, der Bus rollte an denselben fantastischen Orten vorbei, die wir bei Tageslicht schon besichtigt hatten, und wir vernahmten dieselben erstaunlichen Dinge, von denen wir heute schon einmal gehört hatten. Aber ob einmal, zweimal, hundert Mal – die Menge an Informationen, die immer seltsam vage blieben, die Vielzahl der Bilder und Eindrücke innerhalb kürzester Zeit – unmöglich, sich einen Reim zu machen. Haften blieb allenfalls eine Art Quintessenz oder ein Staunen darüber, dass die Pioniere der Gegend seit Maos Tod alle Rekorde brachen und sämtliche Wunder übertrafen und das restliche China mehr oder weniger in den Schatten stellten.

Wir kamen uns vor wie in einer Traumwelt. Wir waren hundertsechzig Kilometer von der Provinzhauptstadt Hangzhou entfernt und etwa vier Fahrstunden westlich von

Schanghai. Von hier auf direktem Weg zum Ostchinesischen Meer hätten wir zwei, eher drei Stunden benötigt, aber es war hier gewesen, wo wir plötzlich in einem Hafen landeten, der aussah wie das alte Macau, wie Macau vor vier Jahrhunderten. Das Hafengebäude: portugiesischer Kolonialstil. Davor lag eine Karavelle vor Anker, ähnlich der Pinta, der Niña und der Santa Maria. Die Schiffskanonen feuerten. Es war keine Fata Morgana. Ein Flugzeugträger sei auch in Planung, versicherte uns ein Führer. Der Mann war dünn, ein Hungerhaken, und auch sein faltenreiches Gesicht zeugte von einem langen Leben voller Entbehrungen. Er deutete aufs Hafenbecken. Die Marine der Volksbefreiungsarmee besitze noch keinen Flugzeugträger. »Aber hier bei uns wird bald einer zu sehen sein.«

Von diesen Dingen hatten wir vor wenigen Stunden zum ersten Mal gehört. Jetzt im Bus gab Jin Dajuan uns ferner bekannt, es sei sogar ein Raumfahrtbahnhof geplant, für Ausflüge zum Mond.

Man konnte sich nur Augen und Ohren reiben. Dies war nicht Cape Canaveral. Es war auch nicht Rom, aber an diesem Ort hatten wir am Vormittag leibhaftig in einer Arena aus Stein gestanden. Noch war sie im Bau, doch der Kampfplatz war schon so groß wie das Kolosseum. Dies war auch nicht die Hauptstadt des chinesischen Reiches, Peking lag tausend und wer weiß wie viele Kilometer entfernt, andere ehemalige Hauptstädte Chinas waren ebenfalls weit weg, aber mittags hatten wir die antike und mittelalterliche Urbanität der Chinesen gesehen, Straßen und Häuser aus der Zeit des Ersten Kaisers und all der Dynastien, die seiner folgten. Wir schlenderten durch diese Straßen und traten ein in zweistöckige Häuser aus dunkelbraunem, fast schwarzem Holz. Die Fenster waren kleinteilig gemustert, die Giebel überstehend und an den Ecken spitz aufschwingend wie der Bug einer Gondel. Gleich darauf sahen wir Kirchen und andere britische Kolonialgebäude, die das Hongkong der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägt hatten.

Dann erhielten wir Zutritt in die Verbotene Stadt und erblickten die kaiserlichen Farben der Ming- und Qing-Dynastien, die dunkelroten Paläste mit ihren goldgelben, geschwungenen Dächern. Die Paläste sahen aus, als schwebten sie in den Nebelwolken, die von den grünen Hügeln ringsum herabsanken. Palastwächter reichten uns Perücken und chinesische Seidenkleider. Und ehe wir merkten, wie uns geschah, waren wir bunter Mandarin, Ratgeber und Minister, konfuzianischer Würdenträger, bezopfter Beamter, Eunuchen-Admiral und ätherische Konkubine – und langsamen Schrittes überquerten wir den mächtigen, weißen Platz. Auf der anderen Seite, im Palast, machten wir unseren Kotau vor dem Drachenthron. Als ich aufblickte, saß dort der Himmelssohn.

Alles war Fake, alles in Originalgröße an fremdem Ort errichtet. Nur die weiß-grauen Betongebäude der Gegend, deren blaue Flachdächer von den Hügeln aus in den Tälern zu sehen waren, die Labore, die Zucht- und Mastställe, Hunderte Fabrik- und Verwaltungsgebäude – sie schienen echt, authentisch und von Nutzen zu sein.

In dieser Bauerngegend war etwas im Gange, das die Welt auf den Kopf stellte. Bis vor zwei, drei Jahrzehnten war diese Gegend eine der ärmsten in China gewesen. Es hieß, Mao habe die Küstenregion gezielt benachteiligt, so als wäre sie Feindesland. Schräg vis-à-vis lag Taiwan, und dort auf der Insel hatte sich der kapitalistische Feind festgesetzt, die Amerikaner und Chiang Kai-shek. Mao sah in den Einwohnern der Provinz Zhejiang potenzielle Verräter. Es war ihr Pech, dass Chiang Kai-shek ausgerechnet aus Zhejiang stammte, aus einem Küstennest bei Ningbo, dem größten Hafen der Provinz. Über Jahrzehnte hinweg mussten die Bauern den Preis für Maos Wahn vom permanenten Klassenkampf zahlen. Doch kaum hatte man seine Leiche einbalsamiert und im Mausoleum zur Schau gestellt, zeigte sich ihr Eigensinn. Freilich erfuhren wir diese Aspekte der Geschichte nicht von Jin Dujuan. Ihrer knapperen Version

zufolge zeigten die Menschen hier eines Tages schlicht Pioniergeist. Ein Mann erwies sich als besonders tatkräftig. Sein Name war Xu Wenrong.

### »NUR EIN TRAUM«

Aus größerer Distanz konnte man glauben, dass Xu Wenrong eine Mao-Jacke trug. Man sah diese Jacken nur noch hin und wieder bei alten Menschen auf dem Land. Als wir näher kamen, stellte sich die dunkelblaue Jacke als Freizeitjacke heraus. Der Reißverschluss war halb geöffnet. Unter der Jacke trug er ein blaues T-Shirt. Xu Wenrong wartete auf einer Besucherbank im Foyer eines seiner Bürogebäude. Die Bank war schmal, grau-weiß bezogen, und das Polster war fest. Nicht die Spur von Bonzenplüsch und den tiefen, breiten Sesseln, die eine Person verschlucken. Herr Xu saß dort wie jemand, der auf dem Sprung war. Es hieß, er sei einundsiebzig. Er kam mir älter vor. Er hatte das milde Gesicht eines Greises, zurückgekämmte Haare, die grau und dünn geworden waren, seine Unterlippe voll und hängend, seine Oberlippe nur ein Strich.

Er hustete. Seine Stimme war heiser, und er sprach extrem leise. Selbst Jin Dujuan und unsere Dolmetscher verstanden die Erzählungen des Alten nur schlecht.

»Wir hatten immer Hunger! Das müssen Sie verstehen!« Der Alte meinte die langen Jahre der Mao-Zeit. Er sagte, er sei krank und müsste eigentlich im Bett liegen, trotzdem habe er sich aufgerafft, um uns an diesem Nachmittag kurz zu empfangen.

Er hatte glasige Augen, doch beim Sprechen gewannen sie an Schärfe. Es waren seine Augen, die ihn in diesem Moment jünger machten.

Er sagte, sein Vater sei in der Gegend für seine Kalligrafie bekannt gewesen. »Ein Experte.« Von der Tuschemalerei abgesehen habe er sich auch als Handwerker betätigt und Dampfbrot hergestellt. Aber das bewahrte die Familie nicht vor der bäuerlichen Feldarbeit. Die Familie war arm.

»Mao und die Kommunistische Partei hatten sich zum Ziel gesetzt, dass alle Chinesen reich werden. Es blieb nur ein Traum. 1975 stand ich in der Mitte meines Lebens.« Er sagte, er habe in jener Zeit schon nicht mehr auf dem Feld arbeiten müssen. »Hier in Hengdian Town hatten wir beschlossen, von der Marktwirtschaft zu lernen, von den entwickelten Ländern. Aus ein paar ehemaligen Volkskommunen und Werkstätten für landwirtschaftliche Geräte haben wir Bauern einen der größten Privatkonzerne Chinas geschaffen. 1975 gründeten wir unsere erste Firma. Wir stellten Seide her.«

Die Entwicklung der Hengdian-Gruppe sei anders verlaufen als die vieler anderer chinesischer Firmen. »Wir sind eine kommunale Wirtschaftsgemeinschaft. Wir haben die Leute damals zusammengerufen und uns selbst organisiert. Wir wollten reich werden.«

Das war ein Jahr vor Maos Tod gewesen.

Xu Wenrong sagte: »Die amerikanische Gesellschaft ist eine Mittelklassengesellschaft. Das Einkommen liegt in Amerika zwischen sechzig- und dreihunderttausend Dollar, in China liegt es noch immer zwischen sechzig- und dreihunderttausend Yuan.«

Beide Angaben waren geschönt, aber darauf kam es nicht an. Der Durchschnittsamerikaner, den Herr Xu vor Augen hatte, war jedenfalls hundert Mal reicher als seine Leute. Seine Hengdian-Group, fuhr er fort, zähle jetzt zu den fünfhundert größten chinesischen Firmen überhaupt.

Die Firmengruppe war ein Gemischtwarenladen: Zulieferer für die Autoindustrie, Kupplungen, Getriebe und so weiter, Agrarmaschinen, Magnettechnik, Fernseh- und Filmstudios, Lebensmittelproduktion, Biotechnologie, Seide. Von einem

Kerngeschäft konnte nicht die Rede sein. Neuerdings investierte die Gruppe viel Geld in den Tourismus. Xu Wenrongs 1,3-Milliardenvolk hatte vor, häufiger zu verreisen.

»Als Mao starb, war Reichtum ein Traum. Ich stehe jetzt an dreihundertfünfundsiebzigster Stelle der reichsten Menschen der Welt. Inzwischen gibt es zweitausend Firmen in Hengdian Town. Im Grunde arbeitet jeder in diesem Bezirk für die Gruppe. Wir haben auch sehr viele Wanderarbeiter aus anderen Teilen Chinas. Wir behandeln sie genauso wie die Einheimischen. Wir sind alle voller Tatkraft. Unser Management ist komplett chinesisch. Neulich hatten wir Italiener zu Gast. Die sagen, Hengdian Town ist Utopia.«

Nach wenigen Minuten drückte er sein Bedauern aus und bat um Verständnis. Er wolle sich zurückziehen. Das Sprechen habe ihn mitgenommen. Einer seiner Manager half dem Seniorchef beim Aufstehen und stützte ihn auch beim Gehen.

Er machte ein, zwei Schritte, dann wandte er sich noch einmal um.

»Wir hatten immer Hunger.«

Xu Wenrong wollte unbedingt, dass es niemand vergisst über den Banketten mit den Parteibonzen und den wunderbar üppigen Dinners, die wir in seiner Provinz genossen. Seine Stimme hatte zwar schwach geklungen, aber seine Worte waren deutlich genug gewesen, deutlicher und direkter als die Worte der Funktionäre, die wir bisher getroffen hatten. Für diesen reichen Mann war Hunger keine Metapher. Und während der Bus uns dem nächtlichen Schauspiel näher brachte, fiel mir auf, dass mir die Sache mit dem Hunger nicht mehr aus dem Kopf ging. Mao hatte sein eigenes Volk als entbehrlich empfunden. Wenn es seiner Macht diente und seinem Einfluss in der Welt, ging er über Leichen. 1958 verordnete er seinem Land den »Großen Sprung nach vorn«. China sollte gigantische Projekte verwirklichen: Bewässerungskanäle graben, eine Metall- und

Schwerindustrie aus dem Nichts aufbauen, eine Kriegsmarine, eine Luftflotte, Häfen, Flughäfen. Hinzukam ein Atombombenprogramm, das riesige Geldsummen verschlang.

Für die technisch anspruchsvollen und militärischen Vorhaben benötigte Mao sowjetische Hilfe. Er bezahlte die Sowjets mit Nahrungsmitteln. Aber Mao verschenkte auch Abermillionen Tonnen Nahrungsmittel, um seinen Einfluss im Block der sozialistischen Länder und in der Dritten Welt zu stärken. Er lieferte nach Ungarn, Albanien, in die DDR.

»Es war nur ein Traum«, sagte Xu Wenrong. Maos eigenes Volk musste hungern. Die Mao-Biografen Jung Chang und Jon Halliday haben berechnet, dass in den vier Jahren zwischen 1958 und 1962 insgesamt achtunddreißig Millionen Chinesen an Unterernährung und Entkräftung umgekommen seien, davon zwanzig Millionen allein im Jahr 1960. Den Autoren zufolge sei die Ursache für die größte Hungersnot der Menschheitsgeschichte nicht etwa schlechtes Wetter gewesen, nicht die Dürre und keine Flutkatastrophe, sondern Maos Wille.

Xu Wenrong lebte in einer traumatisierten Welt. Auf Hengdian Town, Zhejiang und China lastete ein Schatten. Nun war Xu Wenrong alt und krank. Aber jeder von uns, der ihn heute gehört hatte, gewann den Eindruck, dass China für ihn schon seit Maos letzten Stunden eine Art Steinbruch war, eine große Ressource, die Xu Wenrong und die Bauern dieser Gegend sich nutzbar zu machen wussten.

## DER ERSTE AKT: DEM GOLDENEN BÜFFEL DIENEN

Der Bus ist am Ziel. Der feine Regen hat aufgehört, aber es ist immer noch schwül. Jin Dajuan führt uns erneut in die mittelalterliche Stadt mit den engen Gassen und den

schwarz-braunen Häusern. Wären wir nicht schon hier gewesen, dann wäre jetzt in der Nacht nicht auf Anhieb klar, dass diese Stadt durch und durch unecht ist, ein Museum aus Nachbauten. Die roten Papierlaternen, die zwischen den Holzsäulen unter den Arkaden baumeln und ein flackerndes Schummerlicht werfen, das dumpfe Klackern unserer Schritte auf den Holzböden, das Plätschern der Kanäle zwischen den Gassen, die chinesischen Gondeln, auch sie von Lampions beleuchtet, die vielen Menschen, die unter weißen, roten, grünen und blauen Regenschirmen von Haus zu Haus schlendern - all das vermittelt ein fast authentisches, wenngleich verdächtig romantisches Bild. Dem Surrealen ist schwer zu entkommen und die Imagination ergreift einen, wie sie Kinder überwältigt, die ein Weihnachtsmärchen sehen, mit ihrer Laterne gehen und eine Nachtwanderung machen.

Man führt uns in eine Arena. Nein, es ist nicht die römische Arena, sondern ein riesiges Amphitheater. Am Vormittag sind wir daran vorbeigegangen. Die Zeit hat nicht ausgereicht, um alles zu sehen. Die chinesischen Schriftsteller, die vorhin im Regen gestanden haben, sitzen schon auf der überdachten Tribüne. Ihre Busse müssen eine Abkürzung gefahren sein. Wir Ausländer nehmen im Block neben den Schriftstellern Platz.

Im Hintergrund erhebt sich ein Berg. Jin Dujuan weiß nicht, ob der Berg hier schon immer stand oder ob man ihn aufgeschüttet hat. Am Hang stehen Häuser. Das Freilichttheater zeigt das alte China, und das Zentrum der Bühne ist der Marktplatz. Die Musik kommt vom Band, ein Chor tritt auf. Jin Dujuan sagt: »Die Bauern spielen eine uralte Sage nach, die man sich in dieser Gegend erzählt.« Aber Genaueres wisse sie leider auch nicht.

Die Chorsänger tragen historische Kostüme. Sie beginnen in Opernmanier zu singen. Worum geht es? Es ist mir ein Rätsel. Ein Mann und eine Frau treten auf. Ihre Kleider sind fein, bunt, aus Seide, vielleicht ein Edelmann und seine

Gattin, ja, sie sind Vater und Mutter. Die Großeltern und ihre Enkel kommen hinzu. Der ganze Clan strömt auf dem Platz zusammen. Anscheinend droht Ungemach. Sie schauen sich um. Eine Menschenmenge ist zu hören. Der Chor. Die Menge ist aufgebracht. Sie nähert sich. Sie ist unbewaffnet. Diese Menschen tragen keine Seidenkleider. Manche gehen barfuß. Es sind die Armen, die Bauern. Die Eintracht der Gemeinde ist gestört. Der Sohn des Edelmanns stellt sich gegen den Vater auf die Seite der Armen. Kann das sein, dass er sich gegen den Vater stellt? Der eine sagt dies, der andere sagt das. Es geht hin und her. Gefahren drohen, die Zukunft lockt. Der Streit hat mit dem Berg zu tun. Darf man den Gipfel des Berges besteigen, dorthin gehen, wo der Berg dem Himmel am nächsten ist? Was haben die Bauern mit dem Berg vor? Darf man die Ruhe der Ahnen stören, die dort bestattet sind? Und während die Menschen hadern, erscheint auf einem Laufband ein Text. Er ist rot, in lateinischer Schrift, auf Englisch, um genau zu sein. Die Einzigen, die diese Hilfe vielleicht benötigen, sind wir, die Besucher aus dem Ausland.

*Seit ewigen Zeiten heißt es, dass sich in dem höchsten Berg ein Goldener Büffel versteckt. Und wenn er hervorkommt, wird die ganze Gegend reich.*

Plötzlich Donnerhall. Der Himmel verfinstert sich, die Erde bebt.

*Die Bauern und die Einwohner danken Xu Wenrong, dem Gründer der Hengdian-Gruppe.*

Schwarzer Rauch steigt auf und weiße Nebelschwaden. Der Himmel färbt sich feuerrot. Ein Grollen und Rauschen aus der Ferne, als erwachte der Berg. Das Rauschen wird lauter und immer lauter.

*Herr Xu schafft Arbeit.*

Vom Gipfel des Berges bricht die Sturzflut ins Tal. Sie wälzt sich durchs alte China und mitten durchs Dorf. Die

Menschen fliehen vor den Wassermassen.

*Herr Xu führt uns auf die Straße des Wohlstands. Und alle Menschen werden reich.*

Das Wasser fließt ab. – Stille. Der Berg, die Stadt und die Menschen erstrahlen in gleißendem Licht.

*Die ganze Gegend ist brandneu.*

*Die Bauern und das Volk werden reich, dank Herrn Xu.*

Die Schriftsteller im Block neben uns applaudieren. Sylvanus Lamare flüstert: »Mao ist tot! Hoch lebe Xu Wenrong!« Für den Inder sieht es so aus, als hätte man den Mao-Kult in diesem Bezirk Chinas auf den reichen Unternehmer übertragen.

Propaganda und Personenkult – zweifellos besteht die Xu-Wenrong-Show aus diesen Elementen. Aber die Verherrlichung seiner Person ist halbherzig. Xu Wenrong tritt in dem Stück nicht auf, er wird von keinem Schauspieler personifiziert. Sein Einfluss und seine Bedeutung für das Geschehen gehören nur zum Kontext des Schauspiels. Xu Wenrongs Macht bleibt ein Postulat im Hintergrund. Vielleicht deshalb scheinen mir Propaganda und Personenkult nur alte Hüte zu sein, für die es noch keinen Ersatz gibt. Xu Wenrong bedient sich ihrer aus Gewohnheit. Propaganda und Personenkult sind hier noch kein Tabu. Zu wahllos auch die Mischung der Formen aus China-Oper und Musical, aus China-Feuerwerk und Disneyland; zu allgemein die Symbole: der Berg und das Bergdorf, der Goldene Büffel, der nicht als solcher in Erscheinung tritt, das kolossale Wasserspiel als Verweis auf die Schicksalskraft der chinesischen Ströme. Für den Inder Lamare und mich sind es Versatzstücke, die nicht richtig zusammenpassen. Und für Soldofsky? Ihm steht jetzt nicht der Sinn nach Rätselraten. Was auf der Bühne geboten wird, scheint nicht die Art von »Wilderness« zu sein, die er so schätzt. So vielfältig wie die Versatzstücke der Show, so schlicht die

Botschaft. Sie ist eine Lobpreisung des Geldes und des Geschicks und der Tatkraft eines Einzelnen. Der Goldene Büffel ist entfesselt, wenn man jedes Hindernis missachtet und dem Weg folgt, den Xu Wenrong geht. Uns Ausländer ergreift der Mythos nicht. Aber im wahren Leben ist es nicht lange her, und alle in Hengdian Town wissen davon: Xu Wenrong leidet Hunger. Jeder hungert. Die Menschen essen die Blätter der Bäume. Als es keine Blätter mehr gibt, greifen sie nach Erdklumpen. Der Hunger macht irrsinnig. Von Menschenfleisch und Kannibalismus ist die Rede.

Mao hält sich an der Macht. Selbst als die Hungersnot überstanden ist, bleibt der Hunger eine Möglichkeit. Die Bauern und Xu Wenrong wollen den Goldenen Büffel befreien, ihn aus dem Berg locken, ihm dienen. Nur er könne den Hunger besiegen, den Totenacker fruchtbar machen. »Von den entwickelten Ländern lernen!«, raunen sie einander zu. Aber die Angst hält an. Mao greift wieder zum Terror, ruft auf zur »Großen Proletarischen Kulturrevolution«. Die Angst lähmt. Endlich die Nachricht, Mao sei tot. Wie lange ist das her? Ein halbes Leben höchstens; als wär's gestern erst. Der Weg ist frei. Er ist frei für die Bauern, frei für jeden, der etwas auf die Beine stellen will, frei für Menschen wie Xu Wenrong.

## DER ZWEITE AKT: DIE REDE

Stürmischer Applaus im Amphitheater. Auf dem Display steht: »Wir grüßen die Schriftsteller der Provinz Zhejiang.« Ein Moderatorenpaar kündigt Neues an.

Ein Mann tritt auf. Die chinesischen Schriftsteller kennen den Mann, kein Zweifel. Er sieht aufgedunsen aus, wie jemand, der zu viel trinkt, schlecht isst und wenig schläft. Ich schätze ihn auf Ende vierzig, aber auf die Entfernung ist

es schwierig, sich festzulegen. Er scheint sich Mühe zu geben, jünger auszusehen, als er in Wirklichkeit ist. Er trägt eine schwarze Hose und ein schwarzes Hemd. Seine vollen, in der Mitte gescheitelten schwarzen Haare sind etwas länger als üblich. Er wirkt milde und sympathisch, eine Spur feminin.

Der Mann beginnt eine Rede. Seine Art zu reden, als spräche ein Lehrer zu Kindern, sein häufiges Räuspern, das linkische, etwas eckige Gestikulieren, der erhobene Zeigefinger, die ausgestreckte Rechte mit der Handfläche nach außen, das runde, leicht schwammige Gesicht, die Selbstgefälligkeit, in der er nach einzelnen Sätzen eine Pause macht und gütig lächelnd in die Menge sieht ... ich habe den Eindruck, dass ich diesen Mann schon mal gesehen habe, aber ich bringe ihn nirgendwo unter. Sylvanus Lamare und Soldofsky zucken auch mit den Schultern. Jin Dajuan hilft uns auf die Sprünge.

Der Vorsitzende Mao!

Mein Gedächtnis gibt im ersten Moment nur die Bilder frei, die Mao als alten Staatsmann zeigen, als Führer der Chinesen in den sechziger und siebziger Jahren. Es sind die Bilder, die man im Westen am häufigsten sieht. Doch ich hatte in Artikeln, Biografien und Filmen auch frühere Aufnahmen gesehen, darauf Mao als junger Mann. Und ja, mit jenem Mao hat der Redner eine gewisse Ähnlichkeit. Sie springt nicht auf Antrieb ins Auge. Ein guter Maskenbildner könnte die Illusion verstärken. Eine dicke Warze am Kinn würde helfen. Einerlei! Um bei chinesischem Publikum Wirkung zu erzielen, genügt wahrscheinlich die treffende Gestik. Es ist eher die Gestik des Mannes, die ihn zu Mao macht, weniger sein Aussehen und seine Stimme. Ganz sicher aber sind es seine Worte. Die müssen es sein.

Die organisierten chinesischen Schriftsteller johlen, und ihr Applaus, der Maos Rede ständig unterbricht, ist frenetisch. Ich muss an Parodien berühmter Herrscher denken, an Charlie Chaplin als Hitler oder Peter Ustinov als